

Nr. 13. **Posen, den 26. März.** **1893.**

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Heller sagt sich: „Die Nähmaschine, das Achtel und Jack der Schiffsjunge wird spendirt. Der Postschwede kann allein sehen, wie er durchkommt. Das Uebrige findet sich." Nach der Table d'hote nimmt ihn der Prokurist beim Knopfloch. „Halte Dein Geld zusammen, Heller! Es giebt eine Unmasse Menschen auf der Welt, die welches gebrauchen können und Dir's abkneifen möchten."

„Nun — da kennst Du mich schlecht."

„So? Ich sage Dir aber, ich kenne Dich besser wie Du. Du bist viel zu gutherzig."

„Das wart mal ab. Ein paar Kleinigkeiten, dann heißt's: stopp! Uebrigens: was machen Eure Kater?"

Die Klubfreunde außer dem Provisor und dem Kapellmeister haben sich inzwischen vollzählig um ihn versammelt, sie essen alle im Stern.

„Danke, es geht — Alles wohl — machen gleich heute noch mal mit . . ."

Zu Hause wartet schon der Pastor Wellmann. Fräulein Minna ruft es dem Ankommenden durch die Thüre zu. Sie ist wirklich nicht übel . . . Wetter, daran hat man nicht gedacht: man muß wohl ihr und der Mama Briesemeister auch eine Kleinigkeit schenken. Das geht denn doch nicht anders.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie warten ließ, Herr Pastor . . ."

„Bitte, bitte, mein theurer Herr, ich komme immer rechtzeitig mit meinem Anliegen. Der Allmächtige hat Sie mit irdischem Gut gesegnet — meinen aufrichtigen und herzlichen Glückwunsch! — Da komme ich denn für meine Armen, vielmehr seine Armen. Sehen Sie, theurer Herr Heller, das sind so, was die Sperlinge in der Natur sind. Der Mensch säet und pflanzt und zieht die Frucht, und der himmlische Vater läßt wachsen und gedeihen, aber nicht für den Menschen allein, wie dieser wohl meint, sondern auch für die unscheinbaren Spatzen und andere dergleichen Mitesser . . . so meine ich, werden Sie wohl auch denken."

„Sicherlich, Herr Pastor."

„Das ist mir sehr lieb. Wir haben ja wohl eine Armenpflege, aber es giebt so viele verschämte Armuth, welche die Oeffentlichkeit scheut, und da müssen wir Geistlichen eingreifen. Um Gotteswillen werden wir zu Bettlern bei der Wohlhabenheit . . ."

„Verzeihen Sie, Herr Pastor, mich ruft das Geschäft — die Pflicht — werden Ihnen 300 Mark genügen . . .?"

„So viel oder so wenig Sie wollen. Gott lohne es Ihnen, theurer Herr. Sie trocknen manche Thräne damit."

Herrn Heller ist warm um's Herz geworden. Wenn ihn Etwas keine Ueberwindung kostet, so ist es die Zusage, unmittelbar nach Empfang des Gewinnstes 300 Mark an Pastor Wellmann abzuführen. Gegen Abend findet er Zeit im Geschäft, an den Kegelklub, die Nähmaschinenbedürftige und einen Buchhändler zu schreiben. Außerdem bittet er Mehring und Kompagnie um Urlaub für Montag und Dienstag, der ihm „mit größtem Vergnügen" gewährt wird. Frau Mehring wünscht sogar den Glücklichen kennen zu lernen und läßt ihn für morgen (Sonntag) zu Tisch bitten; auf ½2 Uhr, im einfachen Rock, ganz familiär!

Er geht Abends gar nicht nach Hause erst; er hat Sorge, daß schon wieder Jemand auf ihn warten könne. Es giebt im Stern einen gemüthlichen Abend — keinen so tollen, wie damals; aber Stephan Heller „legt doch ein Achtel auf!"

* * *

Am anderen Morgen berichtet Frau Briesemeister, daß in der That ein Herr gestern Abend auf ihn gewartet, der sich durchaus nicht habe wollen abweisen lassen. Er sei bis zum Zubettgehen der Frauen auf der Straße auf und ab promenirt.

Nun die Briefpost! Zehn Postsachen, davon die Hälfte Geschäftskarten, zwei Gratulationen aus der Stadt (Familien, die er irgendwo einmal kennen gelernt und die gelegentlich um seinen Besuch bitten;) ein Brief seines Schneiders, der Rechnung beifügt und um ferneres Wohlwollen mit bestem Glückwunsch fleht — er hat gerade eine größere Zahlung! Ein Glückwunsch des Schuhlieferanten ohne Rechnung. Zum Schluß eine delikate Angelegenheit: eine junge Wittwe, die durch augenblickliche Verlegenheit in die Hände eines gewissenlosen Menschen gerathen, wünscht ihre Ehre zu retten und beschwört ihn mit aufgehobenen Händen um 500 Mark.

Es klopft. Frau Briesemeister meldet den Mann von gestern Abend unter Abgabe seiner Karte: Kurt Ewald, Postassistent. Da ist er schon selbst.

„Ich bitte inständigst um Verzeihung, wenn ich Sie quäle, geehrtester Herr — ich erlaubte mir gestern bereits . . . ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, weiß Niemand, der mich retten könnte, außer Ihnen. Der Wucherer war gestern bei mir — wenn ich nicht bis morgen Geld schaffe, wendet er sich an die Direktion . . ."

„Bester Herr, ich habe erstens noch nicht einmal gefrühstückt, zweitens habe ich mein Geld noch gar nicht . . ."

„Ach, Sie können es gewiß ermöglichen, Sie haben jeden Kredit —" dem schmächtigen Menschen mit dem hohen Schädel und dem dünnen, glatten, schwarzen Haar darüber laufen die Thränen aus den Augen. „Ich kann und kann meinem Vater die Schande nicht anthun, lieber . . ."

„Ja, kann Ihnen denn Ihr Vater nicht helfen?"

„Unmöglich. Er ist ein armer Unterbeamter. Ich büße für den Leichtsinn und die Unerfahrenheit meiner ersten Jugend . . darf ich Ihnen erzählen . . .?"

„Um Gottes Willen nicht, ist gar nicht nöthig."

„Mein Gott, mein Gott, helfen Sie mir, lassen Sie Ihr Herz erweichen . . ."

„Wieviel brauchen Sie also?"

„Es ist viel: 500 Mark —"

Heller nimmt die Visitenkarte und findet die Wohnung des armen Teufels verzeichnet.

„Gut. Sie können sich morgen früh . . . warten Sie!"

Es poltert treppauf: der Packetpost-Bote, hinter ihm Frau Briesemeister und Minna. „26 000 Mark," sagte der Bote mit rauhem Vergnügen. „Ein Werthbrief, bitte unterschreiben."

„Wir möchten gern einmal 26 000 Mark beisammen sehen", sagt Frau Briesemeister. „So was sieht unsereins sonst nicht."

Die Stube ist nun voller Menschen. Und Stephan Heller hat noch nicht einmal gefrühstückt! Er gießt rasch eine Tasse Kaffee hinunter, dann steht er auf, unterschreibt, zieht sein Portemonnaie und schüttet den Inhalt in die hole Faust des Boten.

„Danke, Herr Heller! Gratulire auch schön!"

Heller öffnet das Packet. Ein Brief vom Kollekteur — die 9 Mark sind für Auslagen und zur Abrundung verrechnet — der werthe Geschäftsfreund wird wohl Decharge ertheilen! — und da ist nun die Einlage: 26 Stück Tausendmarkscheine, freundlich und sauber.

„Ah!" lacht Fräulein Minna. „Da so einen Griff dazwischen, Herr Heller!"

„Was kostet der Kuß?" fragt Heller jovial.

„Aber Herr Heller!" Fräulein Minna ist indignirt. „Komm, Mama! Man hat mit 26 000 Mark noch kein Recht, eine Dame zu beleidigen."

Sie geht zögernd, mit einem Rückblick auf die Scheine und — Herrn Heller. „Bleiben Sie, meine Damen, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Fräulein Briesemeister . . "

„Schämen Sie sich . . ." fort ist sie.

„So was zieht sich schon wieder zusammen," sagt die Mama gutmüthig lächelnd und folgt der Tochter.

„So, Herr Ewald. Nehmen Sie gefälligst mal den Tausendmarkschein hier und bringen Sie ihn gewechselt. Haben Sie Wechsel und Police bei sich?"

„Ja, Herr Heller; hier, bitte!"

Endlich ist der Glückliche mit seinem Frühstück allein. „Gott sei's gedankt, das ist zum Verrücktwerden. — Himmel und die Welt — was ist denn nun schon wieder, Frau Briesemeister? Ich bin nicht zu Hause, thun Sie mir den Gefallen und weisen Sie Jeden ab, mit Ausnahme des Waisenvaters und des Schneiders und Armenpflegers Zippel."

„Ein Herr — er wollte seine Karte nicht geben, er müsse Sie durchaus persönlich sprechen, sagt er."

„Ja, wer soll denn das sein? Haben Sie gar keine Ahnung, wer es sein kann?"

„Nein."

„Na, dann lassen Sie den Einen noch in Dreiteufelsnamen herein. Aber wer sonst noch kommt, für den bin ich nicht zu Hause."

Eine freundlich lächelnde Gestalt im eleganten, hechtgrauen Ueberrock, den Cylinder in der Hand, verneigt sich tief im Eintreten.

„Es gereicht mir zur besonderen Ehre, hochgeehrter Herr, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen. Ich bin zufällig auf der Durchreise in dieser Stadt und höre mit Vergnügen, daß Sie das Glück hatten, einen so bedeutenden Lotteriegewinn zu machen . . ."

„Womit kann ich Ihnen dienen?" unterbricht ihn Heller nicht eben sehr rücksichtsvoll.

„Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen das umgehend zu entwickeln. Ich weiß ja, wie das geht in solchem Falle. Man wird gewissermaßen ein anderer Mensch; der Horizont erweitert sich, eine Reihe von Bedürfnissen stellen sich ein, an die man früher nicht gedacht hat. Sie sind Garçon, wie ich höre. Kein Zweifel, Sie werden Ihre Häuslichkeit ausdehnen. Sie haben früher Ihr Seidel Bier, Ihr Gläschen Wein in irgend einem genehmen Lokal getrunken . . ."

„Ja, aber bitte . . ."

„Entschuldigung, verehrtester Herr, Sie werden sofort klar sehen. Ich sage mir: in einer ausgedehnteren Häuslichkeit werden Sie Freunde bei sich sehen, werden Sie den Wunsch hegen, einen guten Tropfen bei der Hand zu haben . . ."

„Herr, Sie sind doch nicht . .?"

„Weinreisender, zu dienen, mein hochverehrter Herr. Mein Haus ist in Mainz ansässig, zwar noch eine junge Firma, aber sofort bestens eingeführt. Wenn Sie freundlichst gestatten, überreiche ich unseren Preiscourant und Sie dürfen versichert sein —" er hat den Preiscourant aus der Brusttasche des Ueberrocks gefingert und holt soeben ein Notizbuch heraus — „von keiner Firma der Welt besser bedient zu werden. Wir besitzen . . ."

„Aberbitte, geben Sie sich keine Mühe, ich denke nicht daran."

„Ah, mein hochverehrter Herr!" (ein scherzhaftes Augenzwinkern) „Sie belieben zu scherzen. In Ihrer Lage legt man sich absolut sicher und bestimmt ein kleines Lager an. Ich befürworte ja in keiner Weise eine größere Bestellung; das würde ein Vertrauen voraussetzen, welches ich im Augenblick gar nicht beanspruchen könnte. Es kann sich nur um eine Probesendung handeln — dann dürfen wir seelenruhig auf eine Bestellung warten. Bitte, nur einen kleinen, ganz kleinen Auftrag. Sagen wir . . ."

„Ich wiederhole, ich denke gar nicht dran. Sie bemühen sich umsonst," sagt Heller, der auf einem glühenden Rost von Unbehaglichkeit frühstückt und schon beinahe Lust hat, zwei Flaschen zu bestellen, nur um diesen Menschen mit seinem süßlichen Lächeln und seinem Wasserfall von Beredsamkeit los zu werden.

„Sagen wir also zunächst einen Tischwein. Einfach, billig, aber Jedermann mundend. Als weißen würde ich dieser Marke Liebfrauenmilch hier zu 1,20 das Wort reden. Süffig, bouquetreich, gehaltreich. Sagen wir 3 Flaschen, macht 3,60. Vielleicht ein Moselchen dazu, wie? Manche Herren ziehen Mosel als Tischwein vor, und ich kann Ihnen nur auf das Dringendste da unsere Marke Königsmosel empfehlen — hier, zu 1 Mark, äußerst preiswerth — wir garantiren für vollständig reinen Traubensaft — 3 Flaschen? gut (notabene: Heller hat sich nicht gerührt) — macht 3 Mark, zusammen 6,60. Bordeaux können Sie unter 1,50 nicht nehmen, aber etwas Exquisites! Auch 3 Flaschen, macht 4,50, zusammen 11,10."

„Aber gehen Sie zum Teufel . . ."

„Sofort; nur, ah —" (Augenzwinkern) „etwas Kabinet doch auch, wie? Rauhenthaler Berg, Auslese 2,50, und vielleicht Johannisberger dort, schon zu 2 Mark — gut, gut, nur je 1 Flasche, macht 4,50, zusammen 15,60. Mein hochverehrter Herr —" Pause während welcher er Heller liebevoll fixirt; endlich entschlossen: „Legen wir noch je eine Flasche deutschen Schaumwein, Marke Mainzer Gold zu 3 Mark und rothen Aßmannshäuser Mousseux 3,50, dazu; eine kleine, aber ausgesuchte Bestellung; 6,50. zusammen rund 22 Mark. Darf ich fest notiren? Nur 22 Mark, ein Mann von 30,000 —"

„Bitte, so viel ist es nicht . . ."

„Ah, kleine Differenz . . ."

Heller ist innerlich empört. Plötzlich kommt ihm ein boshafter Einfall.

„Gut, meinetwegen denn."

„Unendlich dankbar, mein hochverehrter Gönner. Auf diese Proben bestellen Sie fest! Sie sollen diese Stunde eines Tages noch für eine höchst erfreuliche halten. Darf ich mich gehorsamst empfehlen?"

„Adieu.“ Heller erhebt sich einen Zoll hoch auf dem Stuhl. Kaum ist der beredte Mann hinaus, so schießt Jener auf sein Schreibpult zu, nimmt Papier und Feder und schreibt:

„An die Weinhandlung von Rosenstiel,
Mainz.

Ich habe Ihrem Reisenden, der mit unerhörter Aufdringlichkeit mich eine Viertelstunde belästigt hat, eine Bestellung aufgegeben. Ich annullire hierdurch diese Bestellung per sofort mit dem ergebenen Bemerken, daß ich diese Art, mich des Herrn zu entledigen, der sonst einzig möglichen, ihn hinauszuwerfen — von welcher Art ich kein Freund bin — vorgezogen habe. Hochachtungsvoll

Stephan Heller,
Buchhalter.“

Er ging zur Thür, zog an einen Knopf und couvertirte dann den Brief, worauf er ihn der bald nachher erscheinenden Frau Briesemeister mit dem Auftrag einhändigte, ihn unverzüglich in den nächsten Briefkasten befördern zu lassen.

Er lachte still für sich . . . da klopfte es wieder. Der Postassistent Ewald hatte den Tausendmarkschein gewechselt.

„So, behalten Sie die Hälfte, die andere bekomme ich. Und nun lassen Sie gefälligst das Querschreiben unterwegs.“

„Mein Retter, wie soll ich Ihnen danken . . .“

„Schon gut, mein werther Herr Ewald. Sie sorgen doch für Ihre Versicherungspolice?“

„Ich bitte — ich habe ja das größte Interesse daran. Sie lautet auf 5000 Mark . . .“

„Ah, schon gut. Leben Sie wohl. Nun es geschehen ist, freue ich mich, Ihnen geholfen zu haben. Leben Sie wohl!“

Mühsam entzog er seine Hand dem leidenschaftlich schüttelnden Herrn Ewald. Endlich — endlich war er allein. Erschöpft setzte er sich noch einmal an den Frühstückstisch und hielt in aller Ruhe Nachlese. —

Der Waisenvater und der Armenpfleger erschienen nach der Kirchzeit (Heller hatte vorgezogen, diesmal dem Himmel in seiner Stube zu danken), und zwar beide gleichzeitig. Heller hieß sie Platz nehmen.

„Sie werden wenig erbaut sein, gleich zwei Bittsteller auf einmal zu empfangen, mein verehrter Herr Buchhalter“, sagte etwas gezwungen lächelnd der rundliche, glattrasirte Waisenvater. „Aber ich wage es — Wittwen und Waisen haben immer in erster Linie ein Recht an den wohlhabenden Mann, das ist ihnen in der Bibel selbst verbrieft und versiegelt. Mein Waisenhaus ist, wie Sie wissen, eine auf die Privatwohlthätigkeit hin gegründete Stiftung, wenigstens was seine Erhaltung anbetrifft. Sie werden auf das Glück hin, das Ihnen der Herr und Vater aller Waisen in den Schooß geworfen, von vielen Seiten angesprochen werden, deß bin ich überzeugt . . .“

„Stimmt. Wittwen sind auch bereits einige gekommen“, konnte sich Heller nicht versagen einzuwerfen.

„Gut. Dürfen meine Waisen darauf rechnen, mit ein paar Brocken von Ihrem reichgedeckten Tisch bedacht zu werden? Man läßt selbst den Hündlein solche unter den Tisch fallen.“

„Verzeihen Sie, wenn ich etwas eintheile“, erhob sich Heller. „Ich will Ihnen gern 200 Mark zur Verfügung stellen. Und Sie vertreten die städtische Armenpflege, Herr Zippel? Aber verzeihen Sie: Sie bekommen doch Ihre Fonds aus der Stadtkasse?“

„Mein bester Herr“, sagte der Schneider, „wenn Sie wüßten, wie weit die reichen! Wenn Sie die Noth, das Elend mit ansähen — ich könnte das Doppelte gebrauchen . . .“

„Ich begreife. Hier sind weitere 200 Mark“ (eigentlich hatte er nur 100 geben wollen, aber der Schluß von des Schneiders Rede hatte ihm an das Herz gegriffen) — „sind die Herren mit mir zufrieden?“

„Gott lohne es Ihnen!“

„Jawohl, das thue er“, fügte der Schneider hinzu.

„Also leben Sie wohl, meine Herren!“

Heller nahm ein Papier und überrechnete.

„Der Pastor 300, die beiden letzten Bittsteller 400, der Postassistent 500, macht 1200 Mark; 200 bekommt der Wirth“ — bleiben ihm vom Gewinn 24,600 Mark. Ah, richtig: 1000 Mark bekommt der Schwager, die Kinder Sparkassenbücher mit zusammen 600 Mark Einlage. Bleiben 23,000 Mark.

Eine ganz schöne Summe noch. Aber wie das zusammenschmilzt! Wenn man etwas davon genießen will, empfiehlt es sich, 5½ Prozent Zinsen zu nehmen, falls man sie bekommen kann. Mit einem verständlichen Gedankensprung greift er zur Zeitung und studirt den Kurszettel durch. Mit diesem Theil der kaufmännischen Branche hat er sich bisher noch niemals abzugeben Anlaß gefunden; er war noch nie an einem Platze angestellt, wo es eine Börse gab, oder in einem Geschäft, in dem man spekulirte. Was er einst darüber aus Büchern gelernt hatte, war ihm sehr dunkel in der Erinnerung geworden.

Im Kurszettel standen allerdings eine Reihe Werthe mit hohem Zinsfuß — ah, da mußte er sich doch „Saling's Börsenpapiere“ anschaffen.

Später machte er sorgfältig Toilette und ging zu Mehring's. Auch Butterweck's waren dort — Butterweck hatte die eine der Mehring'schen Töchter geheirathet, die andere, Fräulein Selma Mehring, war noch unverheirathet, eine schöne, neunzehnjährige Blondine, nur ein wenig kühl und selbstbewußt. Man empfing den Buchhalter sehr freundlich, gratulirte lebhaft — die Blicke der jungen Dame musterten ihn wiederholt sehr eingehend; an einem gewissen Zug um die Nase war für den Kenner zu sehen, daß weder die mittelgroße, etwas aus der Form gegangene Figur des Glücklichen, noch das etwas schwammige, glatte, gutherzig-joviale Gesicht sonderlich ihren Beifall fanden. Indeß zog Heller sich gut aus der Affaire. Sein Glück gab seinem Selbstgefühl einiges Rückgrat, die Schilderung dessen, was seither schriftlich oder mündlich an ihn herangetreten, machte seinen harmlosen Mutterwitz flüssig — die Frauen besonders amüsirten sich sichtlich durch ihn und behandelten ihn aufmerksam. Nur das Fräulein, seine Tischnachbarin, blieb zurückhaltender.

Das wurmte ihn ein wenig. Das schöne Mädchen mit seiner vornehmen Jugend gefiel ihm . . . es kam ihm sogar der Einfall . . . ah! das wäre doch verwegen. Schließlich: warum denn? Herr Butterweck war ein früherer Prokurist der Firma . . .

Nach Tische saßen die Männer im Rauchzimmer bei der Havanna. Man fragte, ob Heller schon über die Anlage des Geldes nachgedacht hätte? „Jawohl“, sagte der, „aber nur oberflächlich.“ — Wenn er Raths bedürfe, möge er sich getrost an einen der Chefs wenden.

Das wurde dankbarst angenommen.

Von Mehring aus ging Heller in's Theater.

* *
*

Die nächsten zwei Tage brachten ein behagliches Dehnen in der sonst nicht gekannten Freiheit, die doch einen Beigeschmack wie von Pflichtversäumniß hatte.

Sie brachten noch sehr viel Anderes.

Zunächst überschwängliche Danksagungen der Wittwe Dorothea Maßmann geborene von Förstemann.

„Ei“, sagte sich plötzlich Stephan Heller, „wie ist mir denn — sie ist ja blind — und schreibt — — nein, wahrscheinlich hat die Tochter geschrieben, und sie hat's ihr dictirt.“ Eine ebenso kernige, wie stylistisch lustige Danksagung des Gärtnereigehülfen, der in einer Nachschrift den Muth hatte, auf seine Wünsche wegen Auswanderung zurückzukommen. Das ärgerte Heller. „Der Kerl ist wirklich unverschämt.“ In rührender Einfachheit dankt die Empfängerin der Nähmaschine. Vom Kegelklub ein Vers:

Niemals, edler Achtel-Spender,
Mögst Du diese That bereu'n!
Heute trank es bei Herrn Schlender
Auf Dein Wohl der Klub der Neun.

Auch der Verehrer Jacks des Schiffsjungen dankte. Die Rechnungen ergaben insgesammt 85 Mark 25 Pfennige,

er expedirte gleichzeitig mit jener Summe die 300 Mark für den Pastor und die Forderung seines Schneiders im Betrage von 120 Mark, worauf er 205 Mark und 25 Pfennige von seinem Vermögen abschrieb. Er dachte: „Das ist nun ein Aufwaschen“, und ging noch Montag in der Frühe, die Sparkassenbücher und die 1000 Mark an die Adresse des Schwagers besorgen. Ein halb Dutzend uneröffneter Briefe konnten warten; er hatte diesen Briefzulauf einigermaßen satt.

Als er heimkehrte, empfing ihn Frau Briesemeister und nöthigte ihn in die Stube; sie hatte heut' ein etwas verschnupftes Wesen an sich, wie Heller schon bemerkt, als sie das Frühstück gebracht. Fräulein Minna saß in einem Fauteuil und stickte; sie hatte sehr gut Toilette gemacht, und es schien, daß sie roth wurde, als Heller eintrat und sie begrüßte.

„Ich wollte Sie bloß bitten, Herr Heller, geben Sie das viele Geld aus dem Hause. Vorhin, wie ich rein machen wollte bei Ihnen, trieb sich ein ganz verdächtig aussehender Kerl auf der Treppe herum. Er fragte, ob hier nicht Herr Schulze wohnte, und wurde ganz grob, als ich ihm sagte, er möchte wo anders nach Schulze suchen. Man traut sich nicht mehr in seinem eigenen Hause zu gehen.“

„Aber Mama“, sagte Minna, „dafür kann doch Herr Heller nichts.“

(Fortsetzung folgt.)

---

* **Die kleinsten Damenfüße.** Ein Chicagoer Blatt, der „Recorder“, hat eine Wettbewerbung für den kleinsten Damenfuß eröffnet. Es hat einen Pantoffel von 19½ Ctm. Länge anfertigen lassen und die amerikanischen Damen eingeladen, hineinzuschlüpfen; welcher Dame dies gelingt, diese wird als eine der größten Sehenswürdigkeiten der Weltausstellung gezeigt, was nebenbei auch noch ein hübsches Geld abwerfen wird. Es haben schon viele Damen versucht, den Pantoffel anzuziehen, aber bis jetzt ist es noch keiner gelungen. Die amerikanischen Damen sind bekanntlich stolz auf ihre kleinen Füße; da nun aber die französischen Damen auf ihre kleinen Füße nicht minder stolz sind, wie die amerikanischen, so hat ein Pariser Blatt, das „Petit Journal“, die Idee des „Recorder“ aufgegriffen und den nämlichen Wettbewerb für die Französinnen veranstaltet. Darauf hat nun der „Temps“ eine Untersuchung darüber anstellen lassen, ob eine Aussicht vorhanden ist, daß der 19½ Ctm.-Damenfuß sich finde. Das Blatt hat nämlich eine im Fußbekleidungsgeschäft höchst erfahrene Dame um ihre Meinung gefragt. Die Dame ist schon achtzehn Jahre im Schuhgeschäft; sie war zuerst Verkäuferin in einem großen Magazin in Lyon, dann mehrere Jahre im Louvre und seither im Printemps. Am letzteren Orte bedient sie seit Jahren täglich durchschnittlich 200 Paar Damenfüße. Sie hat also gewiß eine reiche Erfahrung. Ihre Meinung geht dahin, daß ein Damenfuß von nur 19½ Ctm. Länge gar nicht existire; sie habe nie einen so kleinen Fuß gesehen, obgleich sie mit Füßen aus allen Ländern und Racen zu thun gehabt habe. „Hübsche Damenfüße“, fügte sie bei, „sind häufiger, als man meint, wenigstens solche Füße, die in ihrer Strumpfumhüllung hübsch aussehen. Bäuerinnen können in diesem Punkte, trotz des Vorurtheils, oft mit Herzoginnen rivalisiren. Sie haben Nr. 34, selten Nr. 33, außerordentlich selten Nummer 32. Was die Nummer 29 betrifft, die der Länge von 19½ Ctm. Länge entspricht, so ist es die Nummer eines etwa siebenjährigen Kindes. Der Abstand von Nummer 32 auf Nr. 29 ist unüberbrückbar. Der gangbarste Damenschuh ist Nummer 37 und 38, was einer Länge von 25 bis 25¼ Ctm. entspricht. Die Damen, welche nur 34 haben, bilden ungefähr 15 Prozent; Nr. 34 ist 22½ Ctm., Nummer 32 ist 21¾ Ctm. lang. Nun muß man auch noch den Unterschied berücksichtigen, der zwischen der Fußlänge und der Schuhlänge besteht. Der Schuh muß immer länger sein als der Fuß; der Unterschied beträgt über 2 Ctm. Der Fuß, der in einen Pantoffel von 19½ Ctm. schlüpfen soll, darf also selbst nur etwa 17 Ctm. lang sein. Wo wäre ein solcher Fuß zu finden? An diese Auskunft schließt der „Temps“ die Definition eines hübschen Fußes, wie sie Alexander Dumas (in seinem „Un cas de rupture“) gegeben hat. Sie lautet: „Ein hübscher Fuß, das ist ein Fuß, den zu jeder Zeit der Mann, der Sie liebt, in die Hand nehmen, entkleiden und küssen kann, ohne daß Sie die geringste Bewegung machen, ihn daran zu hindern; es ist ein kleiner, feiner, frischer Fuß, dessen Zehen sich lose bewegen und wie die Finger Ihrer Hand spielen können, ohne daß sie die mindeste Spur eines Eindrucks behalten. Ich gestatte nicht einen einzigen rothen Fleck, der den Druck des Schuhes anzeigt; der Fuß muß weiß sein wie der Schnee, nur hier und da durchzogen von bläulichen, kaum sichtbaren Adern; kein Blutgefäß, das plötzlich abbricht und mit der leisesten rothen Linie die Durchsichtigkeit der Haut stört, vor Allem aber keine Spur von der Hand eines Hühneraugenkünstlers. Der Reigen muß etwas hoch, die Sohle geschweift und diese darf auch etwas lang sein. Zeigen Sie mir einen Fuß wie diesen, Madame, und ich werde Ihnen sagen: Sie sind von edlem Geschlecht. Sie haben die seltenste Schönheit einer Frau, Sie haben hübsche Füße! Ich werde Ihnen einen Vers von Ovid citiren, den Sie nicht verstehen werden, der aber das größte Lob ist, das ich Ihnen spenden kann, und aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich rasend in Sie verliebt werden. Das kümmert Sie aber wenig, und Sie haben Recht.“

---

* **Weltausstellungs-Restaurants.** Mehr wie je wird sich das bekannte Sprüchwort: „Die eine Hälfte der Menschheit weiß nicht, wie die andere lebt“ auf der in wenigen Wochen zu eröffnenden Kolumbischen Weltausstellung bewahrheiten, und zwar ganz besonders in Bezug auf die Magenfrage. Es werden im Ganzen 150 Restaurants, Cafés u. s. w. im Ausstellungspark vorhanden sein; in sämmtlichen Etablissements werden Wein und Bier, sowie feine Liqueure verabreicht werden. Von der oben erwähnten Anzahl Restaurants entfallen 125 auf 16 offizielle Ausstellungsgebäude, diese Restaurants werden von der „Wellington Catering Co.“, einer in Illinois mit Körperschaftsrechten ausgestatteten Gesellschaft, geleitet. Die Bedienung, resp. die Qualität der Speisen und Getränke, zerfällt in drei Klassen, und zwar vom eleganten, erster Klasse Restaurant bis zum sogenannten Lunch-Counter (Buffet), vor welch letzterem kleine Drehschemel angebracht sind. Für den für diese von der „Wellington-Gesellschaft“ zu unterhaltenden Speiseanstalten benöthigten Proviant wird jetzt an der Stony Island Ave., nördlich von der 67. Straße, also in unmittelbarer Nähe des Jackson-Park, ein Gebäude, welches als Lagerhaus dienen soll, errichtet, dasselbe bedeckt einen Flächenraum von 125 mal 325 Fuß und ist zweistöckig. Alle Hauptvorbereitungen für diese 125 Restaurants werden in dem vorerwähnten Gebäude getroffen, so wird daselbst Brot und Konditorwaare hergestellt, es werden dort die Speisen bereitet und in einer Abtheilung, woselbst sich die Waschanstalt befindet, wird dem Leinenzeug das schönste Weiß beigebracht. Die an der Spitze des Unternehmens stehenden Herren A. S. Gage, Seth Gage und E. B. Gage veranschlagen unter Anderen den voraussichtlichen Rindfleisch-Gebrauch auf 30 000 Pfund täglich, ferner ist von ihnen ein Kontrakt für 400 000 Pfund Kaffee mit einer bekannten Firma abgeschlossen worden; dieser Quantität soll ein Aufguß von 16 Millionen Tassen Mocka-Bouillon entzogen werden. Die Angestellten dieses Riesenunternehmens werden aus einer kleinen Armee von 500 Köpfen bestehen und alle Branchen des kulinarischen Berufes repräsentiren. Im zweiten Stockwerke des vorerwähnten Proviantgebäudes wird eine Speisehalle für Angestellte der Ausstellung und für die Hilfskräfte der Aussteller errichtet. Man schätzt die Zahl derselben auf rund 20 000. Die Speisehalle ist 100 mal 250 Fuß groß, man hofft 1500 Personen daselbst zu einer Zeit placiren zu können. 5000 Drehschemel und 12 000 Stühle, sowie 90 000 Kaffeetassen u. s. w. sind bereits von den Unternehmern bestellt, dieselben berechnen, im Stande zu sein, 80 000 bis 100 000 Personen täglich speisen zu können. In den Lokalitäten der Wellington-Gesellschaft wird die amerikanische Küche vorherrschen, wenn diese nicht zusagt, der findet nun in fünfundzwanzig anderen und zumeist großartigen Etablissements, was das Herz, resp. der Magen begehrt, denn die Kochkunst der meisten zivilisirten Länder wird da vertreten sein, namentlich am Midway Plaisance, dem internationalen Schaustellungs-Revier. Das originellste Restaurant wird in dem Ballon-Captive aufgeschlagen werden, wo man in der Höhe von 1200 Fuß in geschlossener Gesellschaft tafeln kann — selbstverständlich kalte Küche. In dem Ballon-Etablissement sind ebenfalls hinreichende Vorkehrungen in Bezug auf Restaurant und Ausschank von Getränken getroffen. Ein Restaurant und Café befindet sich im „Ungarischen Orpheum“, dort spielt den Gästen eine Zigeunerkapelle zum Pilsener oder würzigen Mokka auf. Ein Javanisches Restaurant befindet sich in dem sogenannten „Holländischen Dorf.“ — Auch im „Türkischen Dorf“ wird man table d'hôte à la „Constantinople“ speisen können. Ferner wird im „Chinesischen Dorf“ für Besucher aus dem „himmlischen“ Reiche und auch für solche, die aus profanen Gegenden stammen, aufgetischt werden. Low Luck, einer der Hauptkochkünstler Chinas, ist eigens von Hong Kong aus für die chinesische Garküche im Jackson-Park verschrieben worden. Eine Anzahl bezopfter Künstler auf kulinarischem Gebiete steht ihm zur Seite. Auch eine Küche nach europäischem Muster steht mit dieser chinesischen in Verbindung. Für Besucher aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz dürfte aber höchstwahrscheinlich in Bezug auf die Magenfrage das Restaurant im „Deutschen Dorf“ die größte Anziehung ausüben. Und da nun ferner die Deutsch-Amerikaner ebenfalls Kenner eines guten Tropfens und Bissens sind, so wird wohl dieses auf's Großartigste angelegte Lokal zum Sammelplatz aller deutschsprechenden Ausstellungsbesucher werden. Dort wird man außer deutschem und amerikanischem Bier und Wein alles bekommen können, was der Gaumen begehrt und zwar zu mäßigen Preisen, letzteres wird überhaupt in allen Lokalitäten der Fall sein, denn dies bedingt schon die bedeutende Konkurrenz.

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.